

Chorgemeinschaft und »Volksgemeinschaft«

Wenn »Deutschland singt«, stimmst du mit ein?

ROSA KLEE

**»Wo man singt, da lass dich ruhig nieder,
böse Menschen haben keine Lieder.«**

Dieses Sprichwort brachten mir meine Großeltern bei. Es ist eine Abwandlung zweier Zeilen eines Gedichts von Johann Gottfried Seume aus dem Jahr 1804. Daraus entstand mindestens ein Kanon (dessen Melodie ich nicht kenne), der auch im nationalsozialistischen Deutschland gesungen wurde. Was ist die Aussage? Wer singt, kann nicht böse sein. Wo gesungen wird, ist es sicher, da kann einem nichts passieren. Mit diesem Kriterium kann man Gefahren in der Fremde abschätzen. Wo man (gemeinsam) singt, sind die Menschen gut – zumindest nicht böse. Vielleicht »machen« das Singen sie sogar zu guten Menschen.

Singen und Moral scheinen jedenfalls eng verknüpft zu sein. Auch deshalb fanden meine Großeltern es toll, dass ich Musik mache. Als wenn ich schon allein damit etwas Gutes täte – oder etwas für den Frieden. Als wenn es keine Soldatenlieder und Militärmärsche gäbe. Eine ordentliche Verdrängungsleistung. Ich hatte bezüglich der weißen Weste der Musik bald so meine Zweifel, spätestens als die NPD Schulhof-CDs verteilte. Und dass die böse waren, war zumindest um mich herum Konsens. Aber der »Banalität des Bösen« gegenüber setzt dann doch oft ungläubiges Erstauen bis Leugnung ein »Was, der XYZ soll jetzt ein Nazi sein? Das kann ich

gar nicht glauben, der ist doch so nett.« Wenn Musik im Spiel ist, wirkt genau diese kognitive Dissonanz – man kriegt das nicht zusammen: »Aber die XYZ macht doch so schöne Musik / hat doch so tolle Musik geschrieben / singt doch so schön! Das ist dann bestimmt nicht so gemeint.«

Es ist natürlich Quatsch, dass (gemeinsames) Singen an sich irgendwie mit Gutheit zusammenhängt. Dennoch ist diese Haltung zu Musik und Singen sehr verbreitet. Gerade in der Vokalmusik scheinen sich die Guten zu tummeln. Zäh halten sich Vorstellungen wie etwa, dass Singen im Chor irgendetwas in der Welt besser mache, oder uns zu besseren Menschen; wohl kaum – jedenfalls nicht automatisch. Deshalb ziehe ich dieses geflügelte Wort heran, weil es als Chor-Ideologie weiterhin anwesend ist und Politik macht.

Versteht mich nicht falsch, ich singe richtig gern mit anderen zusammen, auch in Chören. Für mich macht es mein Leben schöner, dass so etwas existiert. Ich sehe großes emanzipatorisches und liebevolles Potential im gemeinsamen Musikmachen. Als Antifaschistin ist es mir aber nicht egal, was gesungen wird, sowohl musikalisch als auch textlich, wie gesungen wird, wer überhaupt singt, wie sich aufeinander bezogen wird, wie man Entscheidungen trifft, wie mit Herrschaft und Diskriminierung umgegangen wird, wie sich Individuum und Kollektiv zueinander verhalten, worauf die ›Chorgemeinschaft‹ beruht, warum gesungen wird, für wen oder was.

Ich erinnere mich an wunderschöne wie ungenießbare Erfahrungen mit Chorsingen und der Chorwelt. Es gibt unhinterfragbare Herrschaftsstrukturen, unermüdliches Festklopfen, Nachsingen und Wiederholen einer Zwei-Geschlechter-Ordnung, rassistische und sexistische Lieder, Witze und Stereotypen. Die Bewahrung von Tradition scheint oft wichtiger als deren Reflexion – irgendwie hängt da immer wieder geistig das Geweih an der Wand. Den Chor gibt es oft nur mit Leiter*in/Dirigent*in, mit Disziplin und Konformität – mal mehr, mal weniger konsensuell. Der Grad der Professionalität des Ensembles – Laienchor, Profichor (auch manchmal vornehm ›Vokalensemble‹ genannt) oder alles dazwischen – ist dafür nicht entscheidend.

Handwritten musical notation for a choral exercise. The top staff is a treble clef with a 3/4 time signature. The melody is written in purple ink. The lyrics are "ich er-be ich Haus! Ich er-be ich Haus!". The bottom staff is a bass clef with a 4/4 time signature. The melody is written in purple ink. The lyrics are "ich kann nicht mehr leis-ten, ich kann nicht mehr leis-ten...". There are some corrections in the lyrics, such as "würde" written below "nicht".

Vorschlag für mehrstimmige Einsingübung zur Reflexion ökonomischer Unterschiede in der Chorgemeinschaft. Man singt die Stimme, die zutrifft

Mal geht es mehr um ›die Musik‹, mal mehr um ›die Gemeinschaft‹. Mal soll es ›den Leuten‹ Spaß machen, mal soll die Tätigkeit / die Arbeit im Chor das Werk ehren (oder Gott). Mal soll der Gesang mehr nach außen oder mehr nach innen wirken – Sprechchöre auf Demos, Fangesänge beim Fußball, Mitsingen auf Partys und Konzerten, am Lagerfeuer, betrunken mit Bollerwagen, #layla, #männer.

Und da soll ich mich ruhig niederlassen? Da ist schon auch Böses dabei. Aber vielleicht sind das dann keine ›richtigen‹ Lieder, vielleicht zählt das dann nicht als ›richtiges‹ Singen? Steigt die moralische etwa mit der musikalischen Qualität? Und kann sich so die bürgerliche Hochkultur als moralisch ›besser‹ darstellen? Es wäre witzlos, mich hier in die Empörung über ›Vorfälle‹ wie auf #sylv einzureihen, um zu beweisen, dass böse Menschen doch Lieder haben. Das ist klar. Ich will meinem diffusen Unbehagen tiefer auf den Grund gehen, und sehe mir dazu lieber die ›bürgerliche Mitte‹ an, den scheinbaren Konsens über das Singen in Gemeinschaft, und darüber, was es kann und soll.

Gemeinschaft von Gleichgesinnten

Das Selbstverständnis des Sächsischen Chorverbands beginnt so: »Vieles ist in einer Gemeinschaft Gleichgesinnter leichter, geselliger und letztlich auch fröhlicher«.

Oh, ja. Nur: Welche Gesinnung ist gemeint? Bei den Bundestagswahlen im Februar war die AfD in Sachsen mit Abstand stärkste Kraft, rund 40 Prozent der Wahlberechtigten haben diese faschistische Partei gewählt. Also wird solche Gesinnung wohl auch dominant in den Mitgliedschören sein – oder sind gerade sie der Hort der (Basis-)Demokratie, weil das Singen magische Kräfte hat? In diese Gemeinschaft möchte ich nicht einstimmen. (Tue es aber doch: Danke lieber SCV für die sehr gute und günstige Chorleitungsausbildung! Im Ernst.)

Ruhig, Brauner, die hier gemeinte Gesinnung ist ja eine unpolitische. Im »Leitbild« des Verbands heißt es: »Der Sächsische Chorverband e.V. ist eine starke Gemeinschaft, die den Chorgesang im Freistaat Sachsen fördert«. Es geht dem Verband also nicht um einen Inhalt, sondern um das Chorsingen an sich – aber warum oder wozu? Das bleibt scheinbaren Selbstverständlichkeiten überlassen, also: das wissen wir doch alle.

Was tun bei rechtem Denken und Handeln im Chor? Ich kenne einen Fall, in dem rechte Hetze im Chor-Chat stattfand, und wo das Problem dann ›gelöst‹ wurde, indem ›Politik‹ insgesamt verboten wurde. Diejenigen, denen es nicht passt, gehen weg – und dann? Singt man zusammen weiter Volkslieder. Eigentlich steckt hier wichtiges demokratisches Potential: Chöre und Chorverbände sind zivilgesellschaftliche (zumeist Freizeit-) Institutionen, und wo, wenn nicht gerade in solchen Zusammenhängen und Beziehungen ist Dissonanz zu organisieren?

Schön ist zum Beispiel am mehrstimmigen Singen, dass man übt, wie Leute Unterschiedliches singen können, und es trotzdem – nein,



Webseite
des Sächsischen
Chorverbands

»deshalb« – schön (oder interessant) klingt. Verunsichert es mich, gleiche ich mich an, wenn die Person neben mir etwas anderes singt? Kann ich die Verschiedenheit nur aushalten, weil das Notenblatt es nun einmal vorgibt? Muss man weghören, die Anderen ausblenden, um weiter die eigene Stimme zu singen? Da lässt sich viel über Individuum und Gruppe (ver-)lernen/einüben/verändern.

Oft klingt es, als sei nicht nur das Singen, sondern auch ›Gemeinschaft‹ an sich schon ›gut‹. Aber gibt es nicht sehr verschiedene, auch sehr gruselige, Formen von Gemeinschaft? Was macht sie aus? Ich sehe Aufrufe zu singenden Massenaufmärschen, wie das diesjährige Chorfest mit seinen »Stimmen der Vielfalt« in Nürnberg, oder das deutschlandweite gemeinsame Singen am 3. Oktober und eine Art antifaschistischer Ekel meldet sich. Oder ist es ein hochkulturell-pikiertes? Ist es nicht super, wenn alle zusammen singen und Harmonie erleben? Stehe ich nicht eigentlich auf musikalische Partizipation?

Stimmen der Vielfalt



Deutscher
Chorverband:
Vielfalt

»Vom 29. Mai bis 1. Juni 2025 ist Nürnberg ganz Chor!«, denn dort findet das Deutsche Chorfest unter dem Motto »Stimmen der Vielfalt« statt. Was passiert da – außer fesch Wortspielen? Die Webseite erklärt:

Vielfalt – dahinter steht für den Deutschen Chorverband die Überzeugung, dass

- Jede und jeder singen kann und singen darf,
- Singen in Gemeinschaft zur Entfaltung der Persönlichkeit beiträgt, das Chorwesen [...] einen wichtigen Beitrag zur Stärkung des sozialen Zusammenhalts und zur Vermittlung demokratischer Grundwerte leistet,
- Chöre Begegnungsmöglichkeiten schaffen für Menschen unterschiedlicher Generationen (und Geschlechter), unterschiedlicher (sozialer und ethnischer) Herkunft, unterschiedlichen Glaubens, unterschiedlicher Meinungen, unterschiedlicher physischer und kognitiver Fähigkeiten, unterschiedlicher sexueller Orientierung und Identität.

Hier geht es um die *Entfaltung der Persönlichkeit*, also von Einzelnen, nicht nur um eine Gemeinschaft, in der man aufgehen soll. Das ist schonmal etwas. Unterschiedliche Voraussetzungen werden benannt, wenn auch nicht Herrschaft, Ausbeutung und Ungerechtigkeit: *unterschiedlicher (sozialer und ethnischer) Herkunft* oder *sexueller Orientierung und Identität* bedeutet ja in einer queer-feindlichen, rassistischen Klassengesellschaft etwas anderes, als *unterschiedlicher Meinungen* zu sein. Aber ja, im besten Fall können sich tatsächlich Verschiedene im Chor begegnen und (Basis-)Demokratie lernen/üben.

Der Brandenburgische Chorverband dagegen erklärt den gesundheitlichen Nutzen des Chorsingens. Er wirbt auf seiner Website fürs Singen unter Verweis auf Faktoren wie höhere Lebenserwartung oder die Ausschüttung von Glückshormonen.¹ Eine der zeitgemäßen neoliberalen Varianten, den *individuellen* Nutzen des Chorsingens zu beschreiben.

Traum von Einigkeit



Webseite von
Deutschland singt
und klingt

Weniger nach individueller Entfaltung und wieder mehr nach ›Gemeinschaft‹ klingt das hier: Der Verein Deutschland singt und klingt veranstaltet zum fünften Mal die Aktion ›Deutschland singt‹ zum ›Tag der deutschen Einheit‹, dem 3. Oktober. Überall in Deutschland sollen an diesem Tag möglichst gleichzeitig die gleichen Lieder gesungen werden. Das soll insgesamt eine ›musikalische Danke-Demo‹ ergeben.

Die Lieder 2025 sind: ›Wind of Change‹, ›Bunt sind schon die Wälder‹, ›Über sieben Brücken‹, ›Großer Gott, wir loben dich‹, ›Griechischer Wein‹, ›Go down, Moses‹, ›Hevenu Shalom Alechem‹, ›We Shall Overcome‹, ›Von guten Mächten‹, ›Bruder Jakob‹. Für den Abschluss empfiehlt man die deutsche Nationalhymne und die Europahymne. Man könne außerdem Lokalkolorit (›Sound of Heimat‹) ergänzen, zum Beispiel etwas mit Zither im Erzgebirge. Das Vorprogramm könne aus Grußworten oder ›Zeitzeugen‹-Gesprächen bestehen, außerdem wird das Singen der



¹ Website des Brandenburgischen Chorverbands, Startseite: chorverband-brb.de/

eigens für die Aktion geschriebenen »Deutschland-singt-Hymne« mit dem Titel »Die Hoffnung lebt zuerst« vorgeschlagen.

Was ist der Sinn der Aktion? Als zu lösendes Problem wird benannt, dass es an vielen Orten »bisher keine öffentliche Feiertradition der Bevölkerung« zum Tag der Deutschen Einheit gäbe. Weil Singen »Menschen kraftvoll verbindet und Zuversicht schenkt« und »uns allen gut« tut, soll dieser Tag mit einem offenen Singen (es wird betont: »Kein Konzert«) auf Marktplätzen gefeiert werden. Lokale Chöre, Bands, Kapellen, Kirchen usw. können gern mitmachen, möglichst viele sollen »schon in der Vorbereitung aktiv beteiligt werden« und sich vernetzen – »eine breite Bevölkerungsschicht und möglichst alle Generationen« sollen mobilisiert werden. »Die Freude am gemeinsamen Singen allseits bekannter Lieder verbindet die unterschiedlichen Kulturen in unserem Land«. Die relevanten Unterschiede zwischen Deutschen scheinen also »Generationen« und »Kulturen« zu sein. Wie wird die Mehrheit der Singenden das Lied »Griechischer Wein« verstehen und empfinden? Als Mitgefühl mit der Gastarbeiter*innen-Geschichte, eigene Betroffenheit, Soundtrack zu Abschiebungsfantasien, oder Sauf-Schlager? »We Shall Overcome« die CDU oder was soll überwunden werden? Auf jeden Fall auch die Schranken zwischen Kirchenmusik, Pop, Schlager und Volkslied – (eigentlich cool, hat Potential, aber...) in diesem Kontext werden sie alle Deutsche Vereinigungsmusik.² Deutschland will »Frieden für alle«, aber möchte nach der »Asche« schon auch mal wieder »der helle Schein« sein. Was auch immer du tust, Deutschland, gute Macht, Gott (die Grenzen verflüssigen sich bei diesem Musikprogramm zu diesem Anlass) »erwarten wir getrost was kommen mag«. »Vor dir neigt die Erde sich und bewundert deine Werke«. »Und reichst du uns den schweren Kelch, den bitteren, des Leids, gefüllt bis an den höchsten Rand, so nehmen wir ihn dankbar ohne Zittern aus deiner guten und geliebten Hand«. »Schenk nochmal ein«. »Junge Winzerinnen winken und beginnen deutschen Ringeltanz«, ding dang dong.

Als Zeichen der Hoffnung sollen Kerzen in den Händen gehalten werden. Verbindendes Element aller Veranstaltungen soll der »Dank« sein – an die mutigen Ostdeutschen, die die Friedliche Revolution gemacht haben. Oder war es vielleicht gar nicht menschengemacht, dieses »Wunder der Friedlichen Revolution«? Die ganze Aktion soll »ein Zeichen der Dankbarkeit und Einheit« setzen. Danke, liebe Osis, dass wir jetzt endlich wieder »ein« deutsches Volk und nicht mehr gespalten sind, obwohl wir unterschiedlich viel Lohn bekommen. Danke, dass eure partikuläre sozialistische Singebewegung nun in einer deuschnationalen aufgegangen ist; dass es statt des Oktoberklubs nun das Oktober-Einheitssingen gibt.

»Zusätzlich feiern wir in diesen Tagen über 75 Jahre Frieden – ein einzigartiges nationales Glück, das zusätzlich zur Dankbarkeit anregt«. Die Befreiung vom Nationalsozialismus als »einzigartiges nationales Glück« zu bezeichnen ist schon ein starkes Stück – als wäre das alles Schicksal oder ein freundlicher Wetterumschwung gewesen. (Wenn man sich in Dresden realitätsnäher bei den Alliierten für Bomben bedankt, wird man gelyncht.)

2 Es folgt eine Collage aus Songtext-Zitaten der Deutschland-singt-Lieder

Man kann die christliche und bürgerliche (und westdeutsche, denn die Osis müssen sich ja nicht selber danken) Prägung des Ganzen spüren. Danke für diesen guten Morgen, danke für meine Arbeitsstelle, danke für jedes kleine Glück... und für die Musik. Die Aktions-Hymne »Die Hoffnung lebt zuerst« von 2021 klingt sehr nach geistlichem Pop und ist tatsächlich komponiert, getextet und produziert von Leuten aus christlichen, teils freikirchlichen Kreisen.³ Es geht im Text aber nicht explizit um Gott, nur in Anspielungen, und man hofft: Na, worauf hoffen wir denn nun? Endlich kommt die Auflösung in der dramatischen Bridge:

**»Ein Traum bringt uns zusammen. (Männer-Recall: Ein Traum von Einigkeit)
Wir hoffen nicht allein (Männer-Recall: Wir hoffen nicht allein)
und schließen dabei dieses ganze Land (Frauen-Recall: dieses Land in)
in unsre Hoffnung ein, in unsere Hoffnung ein!«⁴**

Einigkeit also. Männer und Frauen. Was uns zusammen bringt, was uns eint, ist die Einigkeit. Diese einzige Tautologie ist die Utopie, das Ziel des Hoffens, des Betens, des Singens. Im Grunde wird dieses Ziel auch im Singen (im gemeinsamen Tun, Arbeiten, (Re-)Produzieren) schon verwirklicht. Im gemeinsamen Singen performen/fühlen/sind wir bereits die Deutsche Einheit, um die es geht.

Wo ein Chor singt, bezweifle seine Lieder, »Deutsche Volksgemeinschaft« Nie, nie wieder!

Gemeinschaft und Einheit haben sich, zumal in Deutschland, immer darauf untersuchen zu lassen, wie nah oder fern sie der nationalsozialistischen »Volksgemeinschafts«-Ideologie stehen. Statt »Gut« und »Böse« zu definieren, will ich hier in so etwas wie emanzipatorisch und regressiv unterscheiden, in demokratisch und faschistisch, oder: auf befreite, klassenlose, herrschaftslose Gesellschaft ausgerichtet, oder aber auf völkische Gemeinschaft.

In Verbindung mit Chorsingen lohnt ein Blick auf die Jugendmusikbewegung in der Weimarer Republik – z. B. mit Dorothea Kollands Untersuchung von 1979.⁵ Die (musik-)politischen Haltungen dieser Bewegung der 1920er Jahre zu untersuchen ist unter anderem relevant, weil diese Jugendlichen dann die Erwachsenen ab 1933 waren. Daneben prägen – so behaupte ich – die dort entwickelten Ansätze bis heute die Musikpädagogik und den öffentlichen Diskurs über Musik.

Die Jugendmusikbewegung bestand aus verschiedenen Strömungen, unter denen sich demokratischere und faschistischere ausmachen lassen. Dorothea Kolland untersucht als zwei Pole der Auseinandersetzung v. a. die »Musikantengilde« und den »Finkensteiner Bund«⁶. Trotz aller

3 Youtube:
»Die Hoffnung lebt zuerst | Die »Deutschland singt«-Hymne für alle«. Hochgeladen am 21.10.2021.
www.youtube.com/watch?v=h1zaJsU9Q0g
Text: Manfred Siebald, Musik: Christian Schnarr, Bearbeitung: Christian Schnarr & Jan Primke
© 2021 pro Creation Sound, Herne

4 Website von »Deutschland singt«, Textheft: 3oktober.org/textheft/

5 Dorothea Kolland: Die Jugendmusikbewegung. »Gemeinschaftsmusik« – Theorie und Praxis. Stuttgart: Metzler 1979.

6 Diese Differenzierung hebt Kollands Arbeit von Theodor W. Adornos in den 1950er Jahren bitter nötigen, aber pauschalen Kritik an der Bewegung ab. Seine Positionen lassen sich unter anderem nachlesen in seiner »Kritik des Musikanten« oder in »Zur Musikpädagogik«, z. B. in: Dissonanzen. Musik in der verwalteten Welt. Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 1956.

Unterschiede kann man feststellen, dass sich die verschiedenen Strömungen in der Betonung von »Gemeinschaft« treffen. Ein Begriff, der dann zunehmend exklusiv verstanden und ethnisch definiert wurde. Wie Kolland zeigt, hatten sich spätestens 1931 die faschistischen Kräfte in der Bewegung durchgesetzt – auch deren musikalische Ansichten und Qualitätskriterien.

Im Großen und Ganzen war die Jugendmusikbewegung Teil der neokonservativen Bewegung in der Weimarer Republik. Diese beklagte den Verfall der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft und beschwor demgegenüber eine als natürlich und ursprünglich vorgestellte ›Gemeinschaft‹. Auch hiervon gab es zunächst sowohl fortschrittliche als auch rückschritt-

Über Gemeinschaft könne man nicht sprechen,
man müsse sie fühlen. Das ginge besonders
gut mit Musik – und die könne man nicht verstehen,
sie würde sonst Schaden nehmen.

liche Auffassungen. Bald dominierte das Bild einer »deutschen Volksgemeinschaft«, die alle (rassistisch definierten) Deutschen über alle (auch Staats-)Grenzen hinweg vereinen würde.

Es war vor allem eine kleinbürgerliche Bewegung – Leute, die sich von der großbürgerlichen Kultur ausgeschlossen fühlten, und sich gleichzeitig von den Arbeiter*innen abgrenzten. Diese Bewegung floh vor der gesellschaftlichen Realität, kapitalistischer Ausbeutung und demokratischem Durcheinander, und suchte eine heile Welt in der (Projektion auf) Natur, der Vorstellung einer noch unversauten Vergangenheit oder eben in der Musik, im Lied. Der realen Vereinzelung und Konkurrenz setzte man eben nicht die Überwindung der patriarchalen Klassengesellschaft entgegen, sondern eine romantische Vorstellung von Gemeinschaft, in der der Einzelne in einem größeren Ganzen aufgeht, das Ich im Wir abgegeben werden kann. So würden alle Herrschaftsverhältnisse, sozialen Differenzen und Konflikte ausgehebelt – solange man denn ›deutsch‹ ist. Diese Volksgemeinschaft hat nie wirklich existiert, sondern war ein Idealbild, das es ermöglichte, viele Einzelne für eine Sache zu mobilisieren. Chöre wurden sich dabei vorgestellt als Zellen, aus denen organisch die erstrebte ›Volksgemeinschaft‹ wachsen bzw. wiedererwachen könne.

Sowohl in der neokonservativen Bewegung allgemein als auch in der Jugendmusikbewegung im Speziellen herrschte eine irrationalistische Haltung vor – eine Abwertung des Denkens gegenüber dem Fühlen. Über Gemeinschaft könne man nicht sprechen, man müsse sie fühlen. Das ginge besonders gut mit Musik – und die könne man nicht verstehen, sie würde sonst Schaden nehmen.

Gemeinsam war den verschiedenen Strömungen die Verzweiflung an der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft – damals wie heute verständlich. Sie unterschieden sich aber darin, worin genau man das Hauptproblem

sah, und wovon man sich nun Besserung erhoffte. Polarisiert ausgedrückt: Strebt man mit der Arbeiter*innenbewegung die soziale Revolution und Veränderung der materiellen Verhältnisse an, oder versucht man, wirtschaftliche Ausbeutung durch Umdenken zu beheben, eben durch die mystische Vorstellung einer ›deutschen Volksgemeinschaft‹?

Die Jugendmusikbewegung sah den Ausweg im gemeinsamen Singen. Musik hatte für sie eine besondere »gemeinschaftsbildende Kraft«, die Klassenunterschiede überwinden könnte – vor allem das gemeinsame Singen, vor allem das von »Volksliedern«. Oder anders: Jene Musik galt für sie als wünschenswert, der »gemeinschaftsbildende« Wirkung zuge-
traut wurde – »Gemeinschaftsmusik«. Diese wurde der bürgerlichen Musik-
kultur und dem kapitalistischen Markt entgegengestellt. Als wenn das
gemeinsame Chorsingen auf einer »Singwoche« – eine Art völkisches

Nationalismus ist bei diesem »nationalen
gemeinsamen Projekt« nicht nur »Unterton«,
es ist der Grundton der ganzen Harmonie.

Erweckungserlebnis – einfach aus der kapitalistischen Klassengesellschaft herausgehüpft wäre. Die bürgerliche Musikkultur mit ihrem Genie-,
Virtuosen- und Konzert-Getue wurde als für die »Gemeinschaft« untaug-
lich befunden: Musik sollte für alle da sein. Hier sieht man am deutlichsten
die demokratischen/emanzipatorischen Impulse der Bewegung. Außerdem
wollte man nichts mit dem Schund zu tun haben, der auf den Markt
kommt, sondern man wollte »Gebrauchsmusik«, wobei nur bestimmte
Arten des Gebrauchs akzeptiert wurden. Am Kapitalismus wurde eigent-
lich ausschließlich die Zirkulationssphäre und der Tauschwert von (z.B.
Musik-)Waren auf dem Markt kritisiert – eine Art der Wirtschaftskritik,
die immer zum Antisemitismus tendiert. Dabei haben auf dem kapitalisti-
schen Markt gekaufte Waren ebenfalls einen Gebrauchswert, vieles taugt
beispielsweise zum Vergnügen. Worum es hier ging, war allerdings der
Gebrauchswert zur Herstellung der (Volks-)Gemeinschaft. Dieser wurde
bevorzugt alten Volksliedern und Chorgesang und damit verbundenen
Erlebnissen zugetraut. Mit ihnen wurden Vorstellungen von Echtheit und
Ursprünglichkeit verknüpft, oder dass sie die magische Kraft hätten, das
»Volkstum«, die schlummernde »Volksseele« wiederzubeleben.

Was für diese kleinbürgerliche Bewegung ebenfalls keinen Gebrauchswert
hatte, waren die Lieder der Arbeitermusikbewegung. Trotz mancher
Berührungspunkte kamen diese Bewegungen nicht zusammen, denn die
Arbeiter*innen waren aus irgendeinem Grund schon der Meinung, dass
es Klassen gibt und Klassenkampf nötig ist. Aus proletarischer Sicht
lässt sich die klassenlose Gesellschaft nicht einfach herbeireden oder gar
zusammen herbeisingen. Statt Realitätsflucht versuchte die Arbeiter*in-
nenbewegung, die gesellschaftlichen Verhältnisse wirklich zu verändern –
auch gegen (klein- oder groß-)bürgerliche Interessen. Solche »spaltenden«

Ansichten waren nun für die Jugendmusikbewegung wahrlich nicht »gemeinschaftsbildend«. Auch kam ihnen in den Texten der Arbeiterlieder zu viel Realität vor (Armut, Not, Hunger, Krankheit, Elend), was nun nicht gerade die Volksgemeinschaft stärkt, wenn man sowas singt. Lieber sollte es um Natur und Hoffnung und Kraft und Freude gehen.

Insofern propagierte die Jugendmusikbewegung eine Musik für alle, die aber dann doch nicht für alle war. Demokratisch wird etwas nicht allein dadurch, indem man behauptet, alle könnten mitmachen. Wenn man Gemeinschaft mit Blut und Boden und Natur verknüpft, wenn man sie völkisch, rassistisch, antisemitisch definiert – und eben das war Gemeinschaft im Gegensatz zu ›Staat‹ und ›Gesellschaft‹ – dann gehören nun mal nicht alle dazu. Wenn man gern Chef und Arbeiter in einer völkischen, rassistischen, antisemitischen Gemeinschafts-Idee verschmelzen will, wenn man gesellschaftliche Widersprüche, Konflikte, Ungerechtigkeiten mit Liedern zukleistert und das Ergebnis »unpolitisch« nennt, dann ›ist‹ genau das die eigene Politik. Und wenn die Arbeiter zu politisch sind, dann sind sie eben raus.

Bei »Deutschland singt« heißt es: »Kirchen als verantwortliche Mitveranstalter vor Ort helfen populistische Trittbrettfahrer*innen zurück-zuhalten und parteipolitische Vereinnahmung zu vermeiden«. Nicht mal hier wird gegen Faschismus Stellung bezogen – das Problem heißt »Populismus«, sie hätten auch »Extremismus« schreiben können, egal ob links oder rechts, man möchte sich politisch nicht positionieren. Und was macht gerade die Kirchen zu antipopulistischen Expert*innen? Es sollen »Basisveranstaltungen« sein, »(nicht ›von oben befohlen‹, aber als Angebot zur Partizipation an einem nationalen gemeinsamen Projekt)«, wobei »gemeinsam mit anderen unter uns lebenden Kulturen fröhlich ohne nationalistischen Unterton gefeiert werden kann«. Moment, was? *Wir*, mit *anderen unter uns lebenden Kulturen* – wer ist das denn? Wird dieses deutsche ›Wir‹ kulturrassistisch bestimmt? Die nationalistische Volks-Basis macht hier Deutsche Einheit von unten. Nationalismus ist bei diesem *nationalen gemeinsamen Projekt* nicht nur *Unterton*, es ist der Grundton der ganzen Harmonie.

Singen wir, auch im Sinne der Lieder, die elende Klassengesellschaft nieder

Nichts gegen gemeinsames Singen, nichts gegen schöne geteilte Momente mit anderen Menschen, nichts gegen Gefühle. Wirklich – ich will das! Die Abwertung von Körper und Gefühl und deren Entgegensetzung zu rationalem Denken ist nur die andere Seite der (einseitigen) Medaille. Aber ich habe etwas gegen Irrationalismus, die Ablehnung von kritischer Auseinandersetzung, und gegen eine ungerechte, exklusive ›Gemeinschaft‹

(genauso gegen eine ungerechte, exklusive Musik!). Angesichts dessen sollten wir uns als Antifaschist*innen der Spaltung schuldig machen, statt einzustimmen. Sorry, ich bin selbst Fan davon, wenn alle harmonisch miteinander sind, aber Frieden geht einfach nicht ohne Gerechtigkeit.

In den 1920er Jahren war es nicht schon von vornherein klar, dass diese Musikbewegung in den Faschismus münden würde. Es gab, wie

Ist eine antifaschistische Chor-Praxis möglich?

Dorothea Kolland zeigt, auch andere, emanzipatorische Möglichkeiten und Tendenzen. Solche gibt es auch heute. Ist eine antifaschistische Chor-Praxis möglich? Sie müsste sich signifikant von denjenigen großen Teilen der Jugendmusikbewegung unterscheiden, die dann nahtlos in die NS-Volksgemeinschaft übergingen, oder die sogar ihre Vorreiter waren.

Besonders antifaschistisch gerät chorisches Handeln nicht allein durch linke Texte. Aber wie dann? Müssen Linke lauter sein oder noch einstimmiger als ›die‹ oder schlagen wir sie durch Zartheit und Verschiedenheit? Jedenfalls ist – wie schon in den 1920er Jahren – kein Blumentopf zu gewinnen durchs Festhalten an der ungerechten, exklusiven und ›unpolitischen‹ bürgerlichen Musikkultur.

Eine zentrale Frage, sozusagen für den Faschismus-Faktor, wäre, was für eine Art des Zusammenseins es ist bzw. welches Ideal man davon hat.

Wie sind die Verhältnisse zwischen den Tönen und Stimmen und Lautstärken – und unsere Verhältnisse untereinander?

Wie kommt man, wie singt man zusammen?

Üben wir dabei ganz praktisch Basisdemokratie und die Herstellung von Gerechtigkeit ein, oder das Gegenteil davon?

Wie wird mit Pluralität, Vielstimmigkeit umgegangen?

Wie ist das Verhältnis zwischen Besonderem und Allgemeinem, Teilen und Ganzem, Individuum und Kollektiv?

Wodurch wird das Ganze zusammengehalten?

Wie viel vom Besonderen muss weg – für die Sache, die Einheit, die Gemeinschaft?

Welche Musik machen wir eigentlich, was ist der musikalische Inhalt?⁷

Wie funktioniert der Chor/das Zusammensingen organisatorisch, strukturell?⁸

Wer singt hier zusammen und wer ist nicht dabei?

Für wen wird gesungen, und in welchen Formaten?

Ist die kritische Reflexion gegenüber dem Fühlen von Gemeinschaft und Musik abgewertet?

Wollen Leute gern ihr Ich im Wir verlieren?

Wird so getan, als würden (oder sollten) Singen/Chorarbeit abseits der Politik stattfinden?

Wird damit demokratische, emanzipatorische Veränderung blockiert?

7 Wer wählt das wie aus? Welche ästhetischen Auffassungen und Urteile gibt es? Wie ist die Haltung zu Musik überhaupt, was wird unter ›Musik‹ verstanden, wie wird ihr Sinn verliehen? Was wird als Repertoire befürwortet/abgelehnt und warum?

8 Gibt es eine Chorleitung, wie legitimiert sich ihre Macht, und was ist ihre Rolle? Hat sie ein imperatives Mandat, rotiert diese Aufgabe? Auf welchen ›Schlag‹ müssen alle zusammenkommen? Wie werden Entscheidungen getroffen, von wem, worüber? Was ist veränderlich und was nicht? Wie wird mit Konflikten und Kritik umgegangen? Wird irgendwer bezahlt, von wem und welche Konsequenzen hat das? Wem gehört der Proben-Raum?

Warum singt man überhaupt, oder warum zusammen?
 Was ist die Motivation, und gibt es ein Ziel, einen Zweck?
 Wird für Deutschland oder ›als‹ Deutschland gesungen?
 Will man durch Singen magisch Einheit herstellen, Deutschland ›zum
 Klingen bringen‹?

Die erwähnten Chor-Events sollten im Einzelnen und in der Praxis beurteilt werden, nicht nur ihrer Aufrufe und der proklamierten Ideologien. Wer weiß, was davon vielleicht nur Antragsprosa ist, um die eigene Systemrelevanz zu beweisen, weil man von Fördermitteln abhängig ist. Aber welche Erfahrungen machen die Partizipierenden wirklich? Werden alle zu einem deutschen Einheitsbrei, bestehend aus neoliberalen Individuen mit kurzer und nur scheinbarer Konkurrenzpause? Begegnen sich tatsächlich Menschen als Einzelne und Unterschiedliche, knüpfen Beziehungen und haben einfach mal so richtig unnützen Spaß zusammen? Die, die da am 3. Oktober zusammen singen, helfen die sich dann auch gegenseitig beim Asylantrag, im Haushalt, bei der Transition, raus aus gewalttätigen Beziehungen, bei Armut, Krankheit und Wohnungslosigkeit? Unterstützen sie den Arbeitskampf, den Streik, die Kinderbetreuung, die Pflege, die Besetzung, die Sabotage, die Pride der anderen? Dann würde es auf wirkliches Gemeinsames abzielen, nicht nur auf ein Bild von Gemeinschaft im Moment des Singens, als Flucht vor der Realität. Würden wir uns im Chor zur Überwindung von Herrschaft verabreden – aber wirklich! – würde das wiederum auch der Musik gut tun. Das würde die Ungleichheiten nicht vertuschen, sondern verändern, und das würde erst wirklich die Möglichkeit schaffen, dass alle gleichberechtigt an Musik teilhaben könnten. Andere Lieder brauchen andere Verhältnisse. Welche Musiken und welche musikalischen Praktiken lassen uns wirklich alle Stimmen hören? ■

Rosa Klee spielt gern mit Worten und Tönen. Sie ist Musikerin und Philosophin (M.A.) und lebt in Dresden. Selbstständige feministische Klavierlehrerin und Gewerkschaftsmitglied in der Freien Arbeiter*innen Union (FAU). Als Sängerin ist sie solistisch und in verschiedenen Chören unterwegs.

